

MICHEL SALES SJ · PARIS

## Die Ehre, Kind zu werden, oder was es heißt, »Vater und Mutter zu ehren«

*Omnibus hominibus*

*»Ihr sollt niemand auf Erden euren Vater nennen,  
denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel« (Mt 23,9)*

»Ich meine, die Heiligkeit, die wir den Vorschriften des Dekalogs zuerkannt haben, stumpft unseren Sinn für die Wahrnehmung der Wirklichkeit ab«, schreibt Sigmund Freud in einem wichtigen Kapitel seiner »Traumdeutung«, das sich mit den durch die Psychoanalyse ans Licht gehobenen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern befaßt. »Wir getrauen uns vielleicht kaum zu merken, daß der größere Teil der Menschheit sich über die Befolgung des vierten Gebots hinaussetzt.«<sup>1</sup> In gewisser Hinsicht ist dieser Feststellung uneingeschränkt zuzustimmen. Unzählige Kinder sind ihren Eltern gegenüber undankbar. Die Undankbarkeit, die Erwachsene als Eltern von ihren Kinder erfahren, macht sie oft gegenüber ihrem eigenen Vater, ihrer eigenen Mutter nicht gerechter. Viele – von (scheinbar) sehr edlen bis zu sehr gemeinen – Faktoren wirken dabei mit, die Elternliebe beim Kind allmählich verblassen zu lassen. Wie anderswo wird auch hier der Egoismus durch viele Vorwände kaschiert, die eine Zeitlang zum Selbstbetrug herhalten mögen, vor dem unbestechlichen Gewissen aber keinen Moment standhalten. Dank der überraschenden Erkenntnis, daß selbst im Unbewußten das vierte Gebot durch die angeborenen Ichtriebe jedes Menschen nachhaltig mißachtet wird, hat Freud die Allgemeingültigkeit jener Sphäre, auf der sich zugleich das Ungute und Unglückselige entfaltet und unter der die gesamte Menschheit leidet, nur erweitert und vertieft. Denn Freud hat vor allem eine *Feststellung* gemacht, eine schreckliche, aber hellsichtige Erkenntnis, die wir mit ihm nicht nur teilen dürfen, sondern müssen. Wenn das

MICHEL SALES SJ, Jahrgang 1939, Priester 1970, trat 1963 in die Gesellschaft Jesu ein. Er ist Seelsorger des von Kardinal Daniélou gegründeten »Cercle Saint Jean Baptiste« und gehört zur Redaktion der französischen Ausgabe von »Communio«. Den Beitrag übertrug August Berz aus dem Französischen.

Sprichwort sagt: »Homo homini lupus« (»Der Mensch ist für den Menschen ein Wolf«), so gilt das nicht nur gegenüber Fremden und Fernen; es gilt oft unter einander Nahestehenden, für die Beziehungen nicht nur zu Geschwistern, sondern sogar zu denen, die uns zur Welt gebracht haben, zu unserem Vater und unserer Mutter. Dieser Tötungstrieb, der durch den »Vater der Lüge« unserem Herzen eingepflanzt wurde (vgl. Joh 8,44), kann so weit gehen, daß wir uns sogar – wie bei der Selbsttötung – gegen uns selbst wenden. Das Leben liefert uns leider zu viele Beweise für diesen Umstand, als daß wir Freud bemühen müßten, um ihn wahrzunehmen. Die Bibel ist sich dieser Tatsache so sehr bewußt, ja so sehr von ihrer Existenz erfüllt, daß das Wort Gottes dazu zwingt, ihr ins Angesicht zu sehen, ohne deswegen an ihr zu verzweifeln, daß aber zugleich die Gnade Gottes dazu einlädt, uns von ihr heilen zu lassen, indem sie uns am Mysterium Christi Anteil schenkt. Die Theologen nannten diesen Umstand Erbsünde, was nur eine von vielen Möglichkeiten ist, sinnbildlich nicht nur einen Zustand und ein unentrinnbares Schicksal, sondern eine Regung menschlicher Freiheit, die für ihr eigenes Los verantwortlich ist, zu umschreiben. Diese Regung läßt sich, Gott sei Dank, zu ihrer Urberufung umkehren und zurückbringen, zur freiesten möglichen Freiheitsregung des Menschen: zum Glauben an *die Liebe*, die eben seine Liebe von allem befreit, was sie verdorben hat und hindert, und ihn so befähigt, seinerseits in allen, mit denen er umgeht, Liebe freizusetzen.

So gewiß wie um die Undankbarkeit der Kinder gegenüber ihren Eltern weiß die Bibel auch um das Fehlverhalten der Eltern zu ihren Kindern, wenn davon auch – das sei grundsätzlich einmal festgehalten – im Gegensatz zu der Undankbarkeit der Kinder nicht sehr oft die Rede ist. »Ihr Väter, reizt eure Kinder nicht zum Zorn«, mahnt jedoch der Epheserbrief (6,3), nachdem er den Kindern das vierte Gebot und die daran geknüpften Verheißungen in Erinnerung gerufen hat. Andererseits kennt man das von Jeremia (31,29) angeführte Sprichwort, dem Pierre-Henri Simon den Titel eines schönen Romans entnahm: »Die Väter haben saure Trauben gegessen, und den Söhnen werden die Zähne stumpf.«

Die Geschichte Israels wie die der anderen Völker strotzt vom Fehlverhalten der Erwachsenen. Nicht alle Eltern sind ehrenwerte Leute. Und die Sünde, mehr blind wuchernd als durchschaut, kann sich bis zu der Bosheit versteigen, einen Unschuldigen wie Johannes den Täufer auf das Ersuchen eines zugleich ehebrecherischen und blutschänderischen Weibes hin zu ermorden (vgl. Mk 6,17–29).<sup>2</sup> Die erste Seite des Neuen Testaments unterläßt es nicht, im väterlichen Stammbaum Christi Salomo anzuführen, den Sohn Davids, »dessen Mutter die Frau des Urija war« (Mt 1,6; vgl. 2 Sam 11,2–12,24). Mitunter sind die Kinder sogar eh-

renwerter als ihre Väter und machen mit ihrem feinsinnigen Verhalten wieder gut, was sonst Anlaß zu Ärger, Rache oder Groll hätte sein können. Denken wir an Noach, den eponymen Stammvater der Menschheit: »Noach wurde der erste Ackerbauer und pflanzte einen Weinberg. Er trank von dem Wein, wurde davon betrunken und lag entblößt in seinem Zelt. Ham, der Vater Kanaans, sah die Blöße seines Vaters und erzählte davon draußen seinen Brüdern. Da nahmen Sem und Japhet einen Überwurf; den legten sie beide auf die Schultern, gingen rückwärts und bedeckten die Blöße ihres Vaters. Sie hatten ihr Gesicht abgewandt und konnten die Blöße des Vaters nicht sehen« (Gen 9,20–23).<sup>3</sup>

Diese Geschichte zu Beginn des Alten Testaments ist so schön, daß sie nur im seitenverkehrten Bild des Vaters im Gleichnis vom verlorenen Sohn ihresgleichen hat.

### 1. Was »Vater und Mutter ehren« besagen will

Nach drei grundlegenden Worten, welche die richtige Beziehung des Menschen zu Gott bestimmen, faßt der Dekalog im Gebot, Vater und Mutter zu ehren, in einem Zug die Gesamtheit der Kindespflichten ins Auge. Wieso sich dieses Gebot, obwohl es sich *vor allem* auf die natürlichen Eltern eines Menschen bezieht, in einem weiteren Rahmen auf jede physische, moralische, intellektuelle oder geistliche Autorität, der der Mensch in sozialer wie persönlicher Hinsicht eine Förderung seiner Person und seines Lebens verdankt, erstrecken kann und soll, liegt auf der Hand.

Was besagt es, seinen Vater und seine Mutter zu *ehren*? Das Verb »ehren« (auf griechisch – in der Septuaginta und im Neuen Testament – *timao*) ist ein Wort, dessen Bedeutung man nicht unterschätzen darf: es betrifft nicht nur eine Weise der Beziehung des Menschen zu seinen Eltern und Vorgesetzten, sondern zugleich die des Menschen zu Gott. In einem Wort des Propheten Jesaja, das sich über die Untreue Isaels, seines Erwählten, beklagt, erklärt Gott (in einer Formulierung, die Jesus geradewegs auf die Erfüllung des vierten Gebots anwenden wird): »Dieses Volk *ehrt mich* mit den Lippen, hält sein Herz aber fern von mir« (Jes 29,13).

Eine Person ehren heißt, sie zu Ehren bringen und ihr Ehre zu erweitern. Ersteres besagt, auf sie großen Wert zu legen und ihr folglich die gebührende Hochschätzung und Achtung entgegenzubringen. Der Begriff »ehren« hat für uns unwillkürlich etwas Kultisches, ja ein wenig Zeremonielles. Das darf uns jedoch nicht daran hindern, uns sogleich zu vergegenwärtigen, daß die besondere Hochschätzung, die wir der Person, die wir ehren, bezeugen, auf einer *berechtigten* Hochachtung gründet. In

der Ehre, die ein Mensch erweist, liegt damit die ganze Urteilsfähigkeit seines Geistes und Herzens, die Bereitschaft, einen anderen anzuerkennen, ihm und den Motiven und Gründen, derentwegen er sich ihm verpflichtet fühlt, eine Berechtigung zuzugestehen. Von einer Verpflichtung gegenüber einer Person zu sprechen heißt, ein drittes Wesenselement des zutiefst menschlichen Handelns ins Spiel zu bringen: die Dankbarkeit. Das griechische Verb für »ehren« bedeutet ebenfalls »vergelten« oder auch »danken«, indem man sich durch eine Gabe für die Charismen erkenntlich zeigt, die ein Wesen zum Wohl einer Person oder einer Gemeinschaft wirken ließ. An diesem Punkt wird das Ehren als ein Danken zur beinahe höchsten und reinsten Haltung des religiösen Menschen: zum Lobpreis. Hier sind Ehren und Loben eins.

Bekanntlich werden die zehn Worte des Dekalogs auf zwei Tafeln aufgeteilt. Die erste enthält unsere Pflichten vor Gott, die zweite unsere Pflichten dem Nächsten gegenüber. Nun aber bemerkt der Verfasser eines unter den französischen Juden weit verbreiteten Religionslehrbuches, Rabbiner L.M. Choucroun: Das Gebot, unsere Eltern zu ehren, »gehört zu den Geboten, die unsere Pflichten Gott gegenüber ausmachen, denn unsere Religion ist der Auffassung: die Eltern ehren heißt Gott selbst ehren.« Und in einer äußerst nüchternen und detaillierten Darlegung der Forderungen, die in diesem Gebot des Dekalogs liegen, schreibt er: »Wir müssen unseren Eltern größte Hochachtung erweisen, denn seit unserer Geburt behüten sie uns, kümmern sich um uns und umgeben uns mit ihrer Liebe. Folglich sollen wir ihnen gehorchen, ihnen nicht widersprechen, uns ja nicht mit unserer Zunge gegen sie verfehlen, ihnen in den alten Tagen beistehen und schließlich nach ihrem Tod ihr Andenken in Ehren halten. Doch dürfen Eltern ihre Kinder nicht zwingen, den Gottesglauben zu entehren.«<sup>4</sup> Ein Christ, ganz gleich, ob er nun katholisch, protestantisch oder orthodox ist, könnte das nicht klarer und knapper sagen, hat er doch, ob er nun ein gebürtiger Jude ist oder, wie heute die meisten Christen, zu den Gojim gehört, dieses Gotteswort auf alle Fälle vom Volk Israel erhalten.

## *2. Elterliches Schenken und kindliche Dankbarkeit*

Um die – nicht imaginären oder ideellen, sondern realen und sehr konkreten – Gründe zu erfassen, die jeden Menschen bewegen, seine Eltern zu ehren, ist eine einfache anthropologische Überlegung notwendig und zugleich ausreichend.

Wenn wir einmal davon absehen, das in den unmittelbaren Vordergrund zu rücken, was Sache der Familiengerichte oder das tägliche Brot

der Psychiater ist, stellen wir fest, daß der Mensch in seinem vorgeburtlichen Dasein sicher, behutsam und zärtlich im Mutterschoß geborgen und geschützt ist. »So auch umfängt und beschützt ihn der Schoß der Familie in seinen ersten Jahren.« In den modernen Industrienationen dauert diese Umsorgung durch die Familie wegen der Länge und Kosten der Schulzeit und meist auch der Berufsausbildung, die zu Lasten der Eltern gehen, oft noch länger.

»Die Eltern geben, das Kind empfängt. Von den Eltern zum Kinde fließen Dienstleistungen und Güter, für die keine Gegenleistung erfolgt. Was die Eltern für die Kinder tun, geschieht nicht in Erfüllung eines Vertrages oder in Erwartung eines *quid pro quo*. Zu allen Zeiten und in allen Gesellschaftsordnungen kümmern sich die Eltern um ihre Kinder, versorgen, füttern, schützen und lieben sie: jede Ausnahme bewirkt einen Skandal. Tatsächlich dient man dem Menschen niemals so hingebungsvoll wie während der Zeit, in der er zum ›Verhandeln‹ oder zur ›Wahrnehmung seiner Rechte‹ unfähig ist.«<sup>5</sup>

Die ausgeklügeltesten politischen Philosophien und Sozialanthropologien, die einseitig ausschließlich vom *Handel* zwischen den Personen, vom Gütertausch und der Tugend der ausgleichenden Gerechtigkeit reden, vergessen, »daß ohne Geben die Menschheit nicht bestehen könnte, daß das Geschenk wesentlicher ist als der Tausch.«<sup>6</sup>

»Kein Gedanke an eine ›Gegenleistung‹ für die erhaltenen Wohltaten taucht im Kopfe des Kindes auf. Diese Behauptung läßt sich leicht beweisen. Wenn die Eltern unklugerweise eine solche Vorstellung hervorrufen wollen, überraschen und verfeinden sie sich das Kind. Es nimmt die Rolle der Eltern als selbstverständlich hin. Andererseits beginnt es schon früh, diese Rolle gegenüber einem Spielzeug, einem Haustier oder einem jüngeren Kind nachzuahmen. Es zeigt damit seine Fähigkeit, sich in eine Rolle zu versetzen: die erste, die es selbst versucht, die Rolle von Scheineltern, ist hochbedeutsam. Das bedeutet, daß ein unilateraler Fluß unentgeltlicher Dienstleistungen den Tauschbeziehungen in jeder Gesellschaft zugrundeliegt. Das Kind wird den Eltern niemals die erhaltenen Geschenke zurückzahlen; aber zu gegebener Zeit wird es seinen Nachkommen ähnliche Wohltaten erweisen.«<sup>7</sup>

Auch wenn die ausgleichende Gerechtigkeit zwischen denen vorherrscht, »die Seite an Seite im Strom der Zeit reisen, ihre Reise hätten sie ohne das Füllhorn der Freigebigkeit am Anfang ihres Weges nicht antreten können, und sie müssen ihrerseits wieder Quelle eines neuen Stroms von Freigebigkeit werden.«<sup>8</sup>

»Da es notwendig ist, daß der Mensch in einem Stadium seines Lebens empfängt, ohne dafür etwas zu erstatten, und in einem anderen Abschnitt etwas ohne Gegenleistung geben soll«, verwundert es nicht, daß

jeder Mensch, ob Mann oder Frau, gleichzeitig beseelt ist »von der Erwartung, man werde sich um ihn kümmern«, was Sache des Kindes ist, und »der Bereitschaft, sich um andere zu kümmern«, was Sache der Eltern ist. »Diese beiden Tendenzen sind gewiß in jedem von uns, wenn auch in unterschiedlichem Verhältnis, vorhanden.«<sup>9</sup> Die Elternrolle (im Unterschied zu der Rolle der Gatten, in der sie wurzelt und sich normalerweise entfaltet) steht rein und unentgeltlich im Dienst der Geburt, des Wachstums und des Heranreifens des Kindes, damit dieses eines Tages die Freude erlebt, selbst Gatte oder Gattin und schließlich Vater oder Mutter zu sein. Kann man sich vorstellen, daß Eltern glücklich wären, wenn ihr Kind endlos im Babystadium verbliebe und unartikulierte Schreie ausstieße, anstatt mit Genugtuung feststellen zu können, daß es fähig ist, nicht nur wie sie, sondern mit ihnen zu sprechen, daß es dank der Sprache – und wäre es nur mit dem Wort »Danke« – ihnen (schon) Freude zu schenken vermag, die über alle ihre Opfer hinausgeht? Und so in bezug auf alles übrige, das heißt auf alles, was ein Menschenwesen tut, wenn es das Beste dessen, was es von seinem Vater und von seiner Mutter in ihrem Gatte-Sein und ihrem Eltern-Sein empfängt, sich innerlich zu eigen macht und damit selbst zu einem Mann oder einer Frau wird.

Aus all dem, was wir über die Tiefe des Familienmysteriums bedacht haben, das jedem Menschen innewohnt (wie unvollständig oder schmerzlich auch jedes Leben es verwirklicht oder nicht), können wir eine wichtige Folgerung ziehen: Was einen Vater und eine Mutter, unseren Vater und unsere Mutter, sie beide, im Dialog wechselseitiger Danksagung, in der sie insgeheim in sich und untereinander ihre Liebe und deren Frucht feiern, als Gatten und Eltern am tiefsten ehrt, ist das personale volle Menschsein und Freisein ihres Kindes. Im Leben ihres Sohnes und ihrer Tochter, in der möglichst vollendeten, glücklichen und geglückten Fülle ihrer Berufung in der Welt und all dessen, was diese der Menschheit zu geben vermag, liegt also die Ehre der Eltern.<sup>10</sup>

Man sieht: Unseren Vater und unsere Mutter ehren, also ihnen *Ehre machen*, besteht weniger darin, sie mit besonderen Taten der Ehrerbietung und Dankbarkeit zu überhäufen, als unser Leben als Mann oder Frau in allem, was es an Schönerm, Gutem, Wahrem und Großem hat, zu leben. Nur so wird es die Freude und den geheimen Stolz derer hervorrufen können, die uns das Leben und die Fähigkeit gegeben haben, daraus alles zu machen, was wir wollen.

### 3. Die Grunderfahrung reiner Dankbarkeit

Das vierte Gebot des Dekalogs wirft helles Licht auf die Natur menschlicher Eltern- und Kindschaft. Während nämlich bei der Züchtung von Tieren Männchen und Weibchen, nachdem die Fortpflanzung vollzogen ist, weder für ihre Nachkommen noch für die Menschen, die diese großziehen, etwas bedeuten, sobald sie nicht mehr zur Fortpflanzung der Gattung fähig sind, kommt bei den menschlichen Eltern der Sachverhalt oder vielmehr der Sinn der Vater- und der Mutterschaft umso stärker zur Geltung, je mehr das Kind oder die Kinder, die sie zur Welt gebracht haben, wachsen, so daß sie, selbst wenn sie wegen des Alters zu Kindern ihrer Kinder oder bei ihrem Tod gar zu ihrer »Sache« werden, weiterhin, ja immer realer und bewußter zu Vater und Mutter derer werden, die, früher einmal kleine Kinder, ihrerseits aktiv zu Vätern und Müttern einer weiteren Generation geworden sind. Aus diesem Grund eben haben Vater- und Mutterschaft Sinn und Festigkeit und bestehen nicht bloß im punktuellen Moment der Fortpflanzung. Daß das Kind seinen Vater und seine Mutter anerkennt, ist die erste Art und Weise, sie zu ehren. Und diese Anerkennung ist für das Kind nur möglich dank des Wortes seiner Mutter, das ihm sagt, wer sein Vater ist.

Was einmal, ein erstes Mal, stattfindet, muß wiederholt werden aus Gründen, die durch die Psychoanalyse zwar deutlicher ans Licht gehoben wurden, aber in der Aufziehung des jungen Menschen seit langem, ja eigentlich seit jeher zutage traten.

Was das Gefüge und den Preis eines Menschenlebens ausmacht, ist sein Beziehungsleben. Unser Leben ist aus einer Vielfalt zwischenmenschlicher Relationen gewoben, die alle Facetten des Geschlechts, des Alters, der Erfahrung, kurz, der Entwicklung unserer Persönlichkeit gegenüber den Wesen aufweisen, mit denen wir verbunden sind und das Leben uns in Kontakt bringt. Unsere Eltern gehören durch ihre Nähe, besser gesagt durch ihr dauerndes Innewohnen in uns und Dasein für uns zu allererst zu diesem Gewebe konstitutiver Beziehungen, wie immer auch die anderen freiwillig eingegangenen oder im Gegenteil aufgezwungen und hingenommenen Kontakte aussehen mögen.

Die Beziehung, die wir zu Vater und Mutter haben, ist weder etwas ein für allemal Gegebenes noch bloßes Schicksal, sondern ein Werden, eine Geschichte, die entsteht oder, genauer gesagt, wir mit ihnen und sie mit uns entstehen lassen. Die unendlich komplexen Erfahrungen und Beziehungen, mit denen sich das Leben eines Menschen in dem Maß bereichert, als er an Jahren zunimmt, sind gleichsam Schußfäden, die die aus der vorher- und mitgehenden, nicht weniger unendlichen Komplexität des elterlichen Lebens gebildete Kette endlos kreuzen. Beide

bilden so das Grundmuster einer lebendigen Gewebes, dessen Vielfalt an Zeichnungen nicht nur unaufhörlich wächst, sondern sich in jedem Augenblick auch verändert. Meine Person sowie die meiner Eltern ist »gleichzeitig ein unendliches Vertiefungsvermögen«, »eine wesentliche Bindung an andere«, ein streng gleichzeitiges »Mit-Sein« des »Sichselbst-Seins«, »eine Gegenwart am Leib und an der Welt, die dessen Inkarniertsein bestimmt, ein Akt der Anbetung gegenüber einer transzendenten Person, die diesen ganzen organischen Komplex abstützt«, eine schöpferische Freiheit endlich, die alles, was das Leben an intellektuellen, affektiven und geistigen, menschlichen und göttlichen Bezügen aufweist, wieder ergreift, um es zu etwas Wahrem, Gutem und Schönerem zu machen.<sup>11</sup> Diejenigen, die meine Eltern waren, als ich ein kleines Kind war, bleiben das weiterhin, auch wenn ich erwachsen, Gatte oder Gattin und ebenfalls Vater oder Mutter geworden bin. Mein Vater wird stets mein Vater, meine Mutter stets meine Mutter bleiben, wobei die persönliche, eigenartige Gestalt ihrer Elternschaft sowie meines Sohn- oder Tochterseins sich bereichert, sich verändert, ja verklärt durch alles, was ich werde und was sie schon geworden sind. Die Zeitdistanz der menschlichen Generationen erhält hier eine eigentlich schöpferische Bedeutung: die der Vermenschlichung des Menschen zu seinem Menschsein.

Einzig die Tat des *Ehrens* löst die Frage, die sich einer Person unvermeidlich stellt angesichts der Erkenntnis oder vielmehr Anerkenntnis der *Tatsache*, daß sie alles, was sie hat, und alles, was sie ist, *anderen* verdankt, die früher und höher sind als sie, und denen sie das, was sie erhalten hat, nie zurückgeben können wird – außer in der Form der freien, persönlichen, völlig eigen- und einzigartigen Danksagung ihres ganzen *erkenntlichen* Wesens. Letzten Endes ist das Ehren unendlich mehr als die Bezeugung der Hochachtung, die man für einen Menschen mit herausragenden Begabungen, die einem zugute kommen, empfindet; sie ist Liebe. Ehrung ist die Form, die die Liebe Menschen gegenüber annimmt, deren Liebe uns vorausliegt und sich sozusagen an unsere Stelle gesetzt hat, so daß sie durch ihren Geschenkcharakter, ihre Demut und die an uns gerichtete Bitte, sie zuzulassen, bevor wir ihr überhaupt dafür Dank wissen, »über uns Herr ist«. Diese Liebe ist so arm, daß sie, nachdem sie alles gab, alles von dem zu erwarten hat, dem sie alles gab, denn sie hat von ihm das »Danke« zu erwarten, das allein imstande ist, alle ihre Gaben zu rechtfertigen und zu krönen.

Richtig verstanden ist die Ehre, die der Mensch nach dem Willen Gottes den Eltern zu erweisen hat, von derselben Natur wie die Ehrung und Danksagung, die er, der nach dem Bilde Gottes, ihm ähnlich erschaffen ist, Gott selbst zu erweisen hat. Sie wurzelt in Gott, und sie endet in



Gott. Wie die Liebe ist sie wesentlich Gnade. Und sie hat zugleich die Freiheit und Geschenkhaftigkeit der Gnade. Wer immer auf dieser Welt einen Akt reiner Dankbarkeit erlebt hat, hat mehr als nur eine Ahnung davon erhalten, daß Gott ist; er erahnt auch, was er ist.

4. *Von der Erinnerung zur Auferstehungshoffnung:  
Die Ehre der Toten im Herzen der Lebenden*

Hier muß man einen Wesenszug der Menschheit ins Auge fassen, der gleichermaßen durch Studien der Anthropologie wie der Ethnologie belegt wird: die Beziehung des Menschen zum Tod oder, genauer gesagt, zu seinen Toten. »In gleich welcher Form, welche die Beziehung der (menschlichen) Gesellschaften zu ihren Toten annimmt, tritt als das Wesentliche stets der Wille zutage, den Menschen der reinen (physischen) Natur, der reinen Animalität zu entreißen, um einen jeden, ob lebendig oder tot, am Weiterbestehen der Gruppe teilhaben zu lassen.«<sup>12</sup> Diese Absicht, über die sinnenfälligen Erscheinungen des Verwesens und Verschwindens des Menschenleibes hinweg den totalen, absoluten Sieg eines persönlichen Wesens über den Tod zu bekräftigen, kann sich, je nach den Gesellschaften, in unterschiedlichen Formen äußern. So kann man sich zum Beispiel bemühen, den Abscheu vor der Verwesung zu überwinden, »indem man die Leiche verbrennt und die Asche aufbewahrt«, wie das die Aschenurnen der Tzapoteken in Mexiko bezeugen, oder sie, wie bei den Korjaken Sibiriens, zerstreut; bei gewissen Stämmen Amerikas und Asiens verspeist man den Toten sogar, und die Navaho-Indianer mumifizieren den Leichnam.

»In den Gesellschaften, die die Ethnologie beobachtet, haben die Zeremonien im allgemeinen die Hauptfunktion, den Verstorbenen gegenwärtig zu halten und noch eine Zeitlang am Leben der Gruppe teilhaben zu lassen, damit er sein Schicksal vollende. Auch wird ein sinnbildlicher Übergang in die Wege geleitet, der die Radikalität des Verschwindens behebt: Der Tote, in seinen prachtvollsten Kleidern dasitzend, erweckt den Eindruck, noch am Leben zu sein und so seiner Bestattung selbst vorzustehen.«<sup>13</sup>

Es kommt nicht auf die Verhaltensformen in diesem Bereich an, zu denen die Handlungsweisen unserer eigenen Gesellschaften hinzuzufügen wären. Wenn sich der Mensch seinen Toten gegenüber so verhält, dann deshalb, weil die Toten, selbst wenn durch die Verwesung oder Einäscherung ganz oder beinahe in Nichts aufgelöst, kraft des Gedenkens der Lebenden wenigstens hier und jetzt all das bleiben, was sie für die Lebenden, mit denen sie in Beziehung standen, waren. »Wenn der

Leib sich auflöst«, sagte Antoine de Saint-Exupéry, »zeigt sich das Wesentliche: der Mensch ist nur ein Knoten von Beziehungen.«

Bekanntlich besteht in der katholischen Kirche bei der Bestattung eines Toten die letzte liturgische Handlung darin, daß man sich zu einem letzten Lebewohl um den Sarg sammelt – zu einem »Gott befohlen«, in dem kraft des Glaubens an die Auferstehung der Toten im auferweckten Christus offensichtlich ein »Auf Wiedersehen« liegt. Bei dieser Zeremonie fordert der Zelebrant alle, die den Leichnam des Verstorbenen umgeben, auf, sich all der Beziehungen zu erinnern, die sie im Laufe seines Lebens mit ihm hatten, mit anderen Worten, sich bewußt zu werden, daß die Vergangenheit keineswegs tot und vorbei ist, sondern kraft dessen, der sich in ihm an sie erinnert, lebendige Gegenwart bleibt. Wir haben die Toten nicht als Tote in Erinnerung, sondern als Lebende, denn als Lebendige haben wir die außerordentliche Macht, alle Wesen, mit denen wir in Beziehung waren oder sind, lebendig werden, im eigentlichen Sinn wiederaufleben zu lassen. Man soll diese Befähigung unseres Gedächtnisses – zwar nicht auferstehen zu lassen, so doch zumindest aufzuwecken – nicht unterschätzen noch ihr grundsätzlich mißtrauen, als ob sie uns in einer regressiven Haltung zu Gefangenen der Vergangenheit zu machen drohte. Falls uns eine einfache menschliche Überlegung nicht genügen sollte, liegt die ganze Bibel vor uns, um uns davon zu überzeugen, daß die Dynamik der Gegenwart und die Offenheit der Zukunft (des auf uns Zukommenden) für die realste und realistischste Hoffnung die Erinnerung zur Grundlage hat, genauer gesagt das Gedenken an eine nicht überholte Vergangenheit, die dem Tod geweiht und Todesquell war, aber lebendig und Lebensquell für die Zukunft und selbst für die *Gegenwart* all derer ist, die sie feiern: das Gedenken an den Durchgang durch das Rote Meer für die Juden des Alten Bundes, das Gedenken an den Durchgang Christi und in ihm der ganzen Menschheit vom Tod der Sünde zum Leben Gottes für die Glaubenden (zunächst die Juden, dann die Heiden) des neuen und ewigen Bundes.

Der Aufforderung an die, die den Toten umgeben, an all das zurückzudenken, was sie mit ihm erlebt haben, fügt die Kirche hinzu: »Denken wir an das, was er für uns ist und *an das, was er für Gott ist.*« Ohne aufzuhören, schmilzt die Vergangenheit, auf die unsere Toten zu beschränken wir stets Gefahr laufen, dahin und verklärt sich vor diesen einfachen Worten in einen ganz anderen Horizont. Dabei werden die Lebenden durch die Aussicht auf das ewige Leben zu einer ganz anderen »Trauerarbeit« aufgefordert als es die jener ist, die ohne Hoffnung sind oder sich einer falschen Hoffnung hingeben<sup>14</sup>, die ihre Toten regelmäßig durch ein inchoatives Erahnen eines Auferstehungsmysteriums des Fleisches ehren.

Wahre Trauerarbeit besteht für ein christliches Gewissen darin zu reflektieren, was der Verstorbene *vor Gott* ist; sie ist eine Bewegung der Liebe und der *Rechtfertigung* im theologischen Sinn des Wortes, analog einer Rechtfertigungsregung, zu der Vater und Mutter während des oft qualvollen Heranwachsens ihres Kindes imstande sind.

Es kann passieren, daß beim Tod des Vaters oder der Mutter den Zurückbleibenden schwere ungesühnte Kränkungen, schlimme oder von uns als solche beurteilte Verfehlungen in den Sinn kommen oder, schlimmer noch, daß andere Menschen Zweifel verbreiten und das Gift der Enttäuschung, der Verurteilung, wenn nicht der Verdammung über unsere liebsten Zuneigungen verbreiten. Was häufiger vorkommt und was die verschiedenen Kulte, die nach dem Befund der Ethnologie den Vorfahren erwiesen werden, zur Genüge bezeugen, ist umgekehrt, daß wir uns denen gegenüber, die uns verlassen haben, unsühnbarer Verhaltensweisen, unverzeihlicher und vielleicht in diesem Leben nicht verziehener Taten schuldig fühlen. All das wird (oder kann und soll) einen ganz anderen Sinn in dem Moment annehmen, in dem die Kirche uns auffordert, nicht nur zu erwägen, was der Tote, den wir umgeben, für uns bedeutet (das heißt all das, was wir mit ihm erlebt haben), sondern was er für Gott in der Ewigkeit seiner Liebe nicht nur als Schöpfer, sondern als Retter all dessen, was er erschaffen hat, ist (und nicht nur, was er, und wäre es in den schlimmsten Momenten seines irdischen Daseins, *gewesen ist*).

»Unser Bruder, unsere Schwester – dein Vater, deine Mutter«, sagt uns dann die Kirche, »ist im Frieden Christi entschlafen. Vertraue ihn (sie) im Glauben und in der Hoffnung auf das ewige Leben der Liebe Gottes, unseres Vaters, an. Begleite ihn (sie) mit deinem Gebet. Er (sie) ist am Tag der Taufe zum Kind Gottes geworden und hat am Herrenmahl teilgenommen, um darin die Kraft zu finden, zu leben und zu lieben und zu vergeben. Er (sie) werde jetzt zum Tisch des Vaters im Himmel geladen und erhalte zusammen mit allen Heiligen zum Erbe das ewige Leben« mit dem Vater, dem eingeborenen Sohn und dem Heiligen Geist, das Leben, zu dem alle Menschen als von Gott nach seinem Bild, ihm ähnlich Erschaffene bestimmt sind.

### 5. Ein von seiner Verheißung begleitetes Gebot Gottes

Der Verfasser des Briefes an die Christen von Ephesus, ein Paulusschüler, wenn nicht Paulus selbst, der sich in der Torah gut auskannte, bemerkt, daß das vierte Gebot »das erste Gebot mit Verheißung« ist (6,2). Die beiden Versionen des Dekalogs, die das Alte Testament bietet, enthalten nämlich mit nur ganz geringfügigen Abweichungen die gleiche

Verheißung: »Ehre deinen Vater und deine Mutter, damit du lange lebst in dem Land, das der Herr, dein Gott, dir gibt« (Ex 20,12); »Ehre deinen Vater und deine Mutter, wie es dir der Herr, dein Gott, zur Pflicht gemacht hat, damit du lange lebst und es dir gut geht in dem Land, das der Herr, dein Gott, dir gibt« (Dtn 5,16). Diese zweite Fassung desselben Gebotes hat den Vorteil, drei seiner Wesenszüge besser hervorzuheben: erstens die Tatsache, daß es sich nicht um ein, wenn auch noch so weises menschliches Wort handelt, sondern um ein Gebot Gottes (»wie es dir der Herr, dein Gott, zur Pflicht gemacht hat«); sodann die zweifache, ja dreifache Realität der Verheißung, die dieses Gebot Gottes begleitet: Dem, der seinen Vater und seine Mutter zu ehren weiß, verspricht Gott zwei Dinge: an erster Stelle »ein langes Leben«, die Verlängerung seines Lebens, sodann aber ebenso »Wohlergehen«. Diese beiden göttlichen Verheißungen hängen von einer dritten ab, die sie bedingt und ihnen ihren Sinn gibt: von der Verheißung des Landes, das Gott selbst geben soll [Anm. d. Übersetzers: Im Hebräischen und Französischen bedeutet das Wort für Land – *erez* bzw. *terre* – auch Erdboden; im Folgenden hält sich der Autor an diese Bedeutung].

Alle Zivilisationen sind sich bewußt, wie eng der Mensch und der Erdboden, aus dem er stammt und in den er zurückkehrt, miteinander verbunden sind, so daß sie »das im sehr realistischen Bild der ›Mutter Erde‹ oder der ›Frau Erde‹ zum Ausdruck bringen«. So auch Israel. Aber die Offenbarung Jahwes hat die Erfahrung und Wahrnehmung, die der Mensch von seiner Verbindung mit dem Erdboden haben konnte, umgebogen und verändert, um nicht zu sagen, umgestürzt. Gewiß »hängt das Leben des Menschen ganz von den Reichtümern, welche die Erde birgt, und von der Fruchtbarkeit des Bodens ab: die Erde ist der providentielle Rahmen seines Lebens: ›Der Himmel ist der Himmel des Herrn, die Erde aber gab er den Menschen‹ (Ps 115,16)«. Doch die Erde ist nicht bloß der äußere Rahmen des menschlichen Lebens: »Zwischen ihr und ihm besteht ein enges Band: er ist aus diesem Adamah hervorgegangen (Gen 3,19; vgl. Jes 64,7; Jer 18,6), von dem sein Name ›Adam‹ herkommt.«<sup>15</sup>

Das *verheißene Land*, auf welches das vierte Wort des Dekalogs anspielt, ist selbstverständlich nicht die Erde, aus der Gott Adam geformt hat und die er, damit der Mensch zu einem lebenden Wesen wurde, mit seinem Hauch beseelen mußte. Diese Ursprungserde, ohne Leben und nicht imstande, aus sich selbst irgendwelches Leben hervorzubringen, darf nicht – es sei denn, um den qualitativ unendlich großen Unterschied hervorzuheben, mit dem Land verglichen werden, das Gott dem Menschen verheißt, *nachdem* er diesen nach seinem Bild geschaffen hatte, um ihn an einem ihm ähnlichen Leben teilnehmen zu lassen. Dieses von

Gott verheißene Land, das Gott schenken wird, kann nur ein neues Land sein, das von einer ganz anderen Natur ist als die ursprüngliche *adamah*: ein göttliches Land, das dem Himmel, dem »Himmel des Herrn«, unendlich näher steht als die Erde, die er den Söhnen Adams, »den Menschen gab« (Ps 115,16).

Im genauen und vollen Sinn ist das in das Herz des Dekalogs geschriebene Land, das Gott der Menschheit verheißt hat, nichts anderes als das, was alle Christen den *Himmel* nennen. Dieser ist keineswegs etwas Mythisches und Verschwommenes, sondern die Wirklichkeit Gottes selbst, wie es die ersten Worte des Gebets nahelegen, das wir vom Herrn lernten: »Vater unser, der du bist im Himmel.« Der Himmel ist der »Ort«, an dem der Wille des Vaters vollkommen erfüllt wird, sein Reich vollends gekommen ist, sein Name wirklich geheiligt wird und zwar so sehr, daß die Erde der Menschen, unsere Erde nur das eine Verlangen und das eine Gebet kennt: daß es auf Erden so sein möge wie im Himmel (Mt 6,9–10).

So wie der Glaube der Kirche ihn versteht, hat der Himmel nichts Ätherisches und Imaginäres an sich, geschweige denn etwas Utopisches. Er liegt nicht in einer Art räumlich-zeitlichem »Niemandland«, das für den Menschen unbetretbar und unerreichbar wäre. Er ist auf unserer Erde schon da, ganz da in der Person des Neuen Adam, im Leben Jesu. Adam, der erste Adam, an dessen Sündersein und Sterblichkeit wir noch teilhaben, ist nur die Mißgestalt dessen, der kommen sollte (vgl. Röm 5,15), besser gesagt, der gekommen ist und dessen Leben sich in all denen, die glauben, in der Kirche, die sein Leib ist, verbreitet und mitteilt.

Seitdem Jesus von Nazaret in die Geschichte eingetreten ist, ist alles anders, vorausgesetzt, daß wir seine Botschaft begreifen und uns die Erneuerung des ganzen Menschenlebens, deren Keim er ist, aneignen. In ihm ist die Gabe Gottes ein Ozean im Vergleich zu der Unmenge der Fehler, welche die Menschheitsgeschichte zu überschwemmen scheinen und die doch nicht Flüsse, ja nicht einmal Bäche sind, sondern allenfalls noch vergiftete Tropfen im Meer der göttlichen Gnade (vgl. Röm 5,15–21).

## 6. Jesu Gehorsam gegenüber seinen Eltern

Das Lukasevangelium hat alles, was wir über die Beziehung Jesu zu seiner Mutter und zu seinem Vater während der langen Periode von seiner Empfängnis im Schoß der Jungfrau Maria bis zum Vorabend seines öffentlichen Wirkens wissen können, in ein paar äußerst wichtige Zeilen

(Lk 2,41–51) zusammengedrängt. Alles hängt an den vier Worten: »er war ihnen gehorsam«.

Obwohl die Heilige Schrift ausdrücklich auf der göttlichen Empfängnis Jesu und der Jungfräulichkeit Marias besteht, betont sie *gleichzeitig* sowohl die Verbindung der Mutter des Erlösers mit Josef kraft der vorhergehenden Verlobung und die (sobald das Kind durch den Heiligen Geist in ihrem Schoß empfangen war) an Joseph gerichtete Aufforderung des Engels, Maria als seine Frau zu sich zu nehmen. So hatte Christus von seiner Empfängnis an, während seiner ganzen Kindheit und der ganzen für seine Erziehung und sein menschliches Heranreifen nötigen Zeit *eine Mutter und einen Vater*, denen er sich unaufgefordert unterstellte und die er vollkommen ehrte, dem Buchstaben und dem Geist des vierten Gebotes folgend, das er von ihnen vernommen hatte und dessen tägliche Befolgung er im Leben beider beobachten konnte. Von seinem menschlichen Vater und seiner menschlichen Mutter erhielt Jesus, wie jedes Kind, während langer Jahre all das, was sein Menschsein nach und nach konstituierte und bildete: er lernte stehen, gehen, sprechen, seinen Körper und seine Sinne beherrschen, arbeiten, sich mit den Sitten und Bräuchen vertraut machen, dank denen ein Mensch in die Gesellschaft eintritt, die ihn formt, bevor er selbst dazu beiträgt, sie tätig zu formen und voranzubringen. Ebenfalls von seinen menschlichen Eltern erhielt Jesus als Mensch schon von frühester Kindheit an den Glauben, die Hoffnung und die Liebe Israels zu seinem Vater: er lernte beten, wurde durch all die liturgischen Feiern des jüdischen Jahres und ihre Erklärung nach und nach in die Heilige Geschichte seines Volkes eingeführt, ließ sein Herz und sein ganzes Wesen durch den Tiegel des Gesetzes, der Propheten und der Psalmen formen, die er beständig wiederholte, meditierte, sich innerlich aneignete und vor allem so sehr in die Tat umsetzte, daß sie zu seinem Fleisch und Blut wurden. Darin nämlich bestanden letztlich Zweck, Sinn und Frucht des menschlichen Gehorsams und der Gefügigkeit Jesu gegenüber seinem menschlichen Vater und seiner menschlichen Mutter. Doch wohlgemerkt: Weder diese Frucht noch Sinn und Zweck, weswegen Jesus eines Tages von einer Frau Israels als das Schönste der Menschenkinder und seine Mutter als die glücklichste aller Frauen gepriesen wurde (vgl. Lk 11,21–28), konnten zustandekommen ohne all das, was er von gläubigen, aber lediglich voll-menschlichen Eltern erhielt und nur von ihnen erhalten konnte.

In einer kurzen Vorbemerkung (Nr. 135–136), die eines der wichtigsten Scharniere seiner »Geistlichen Übungen« darstellt, hat Ignatius von Loyola tief und entschieden den universalen Sinn des Gehorsams Jesu während seiner Kindheit in Nazaret im Gegensatz zu der Unabhängigkeit gegenüber seinen Eltern, als er als Zwölfjähriger ohne ihr Wissen im

Tempel von Jerusalem zurückblieb, erfaßt. Diese Vorbemerkung ist mit »Vorwort zur Betrachtung über die Stände« betitelt, zu denen jeder Mensch, gleich ob Mann oder Frau, berufen werden kann, um die Wahl zu treffen, Gott von ganzem Herzen und seine Menschengeschwister wie sich selbst zu lieben. Eben von diesem »Vorwort« aus beginnt die für Ignatius spezifischste Wahl, die dazu führen soll, durch die menschliche Freiheit sich liebend für den Willen Gottes zu entscheiden, der dem Menschen ganz besonders durch die göttliche Freiheit bekundet wird, mit anderen Worten, durch seine persönliche Berufung (vom lateinischen *vocare*, das *(be)rufen* oder, im Passiv, *ge(be)rufen werden* bedeutet).

Kein Wesen auf Erden ist ohne Berufung. Denn »keiner von uns lebt sich selber ... Leben wir, so leben wir dem Herrn ... Ob wir leben oder ob wir sterben, wir gehören dem Herrn« (Röm 14,7–8). Diese freiwillige Hingabe unserer selbst an Gott, unseren Vater, und an die, die in ihm unsere Geschwister sind, läßt sich, zwei »Lebensständen« entsprechend, realisieren. Der gewöhnlichste ist der Lebensstand, der den meisten Menschen, ob verheiratet oder nicht, gemeinsam ist: der des Gehorsams gegenüber den Geboten des Dekalogs. Diese Berufung ist eine Berufung zur Heiligkeit. Man braucht keine umfassende Erfahrung vom Menschenleben, so wie es nun einmal ist, um zu erfassen, welchen Grad von Heldenmut allein schon die Demut erfordern kann, den Geboten Gottes zu gehorchen. Und diesen Lebensstand – besser gesagt: diesen Stand der Heiligkeit oder Heiligung – hat Christus in den dreißig Jahren seines verborgenen Lebens in Nazaret voll und ganz auf sich genommen und uns darin ein Vorbild gegeben.

Der andere Lebensstand ist der der evangelischen Vollkommenheit. Auch für ihn hat uns Christus ein Beispiel gegeben, als er im Tempel zurückblieb und seinen Pflegevater und seine leibliche Mutter gehen ließ, um einzig für seinen himmlischen Vater dazusein. Die Episode des Verlierens und Wiederfindens Jesu im Tempel bietet uns gewissermaßen den Inbegriff für den Stand der totalen freiheitlichen Hingabe des Sohnes an den Willen des Vaters, zu dem gewisse Männer oder Frauen berufen werden können. Er geht auf eine Erwählung durch Gott zurück. Gewiß ist es Sache des Menschen, dieser zu entsprechen, aber der Ruf dazu geht von Gott aus. Dieser Lebensstand, genauer gesagt diese Bewegung des Ansprechens auf den Willen Gottes, worin ein Mann oder eine Frau dazu gebracht werden, dem Leben Jesu nachzufolgen, setzt stets den Gehorsam gegenüber dem Dekalog voraus. Christus hebt keines der Worte des Dekalogs auf, sondern erfüllt sie alle, zumal das vierte, über das hinaus, was der Mensch sich vorstellen oder erfassen kann. Ich werde dies nachzuweisen haben.

Nach seiner Berufung zu suchen besteht für jeden Menschen darin, im verweilenden Blick darauf, wie Jesus in seinem Leben den Geboten Gottes gehorchte und der Wille seines Vaters für ihn die einzige Speise war, danach zu fragen, in welchem Leben und Stand Gott uns in seinem Dienst will, um dem schließlich möglichst großmütig und genau zu entsprechen. Gott kann die einen zur Ehe, zur Vaterschaft und Mutterschaft berufen, andere zu einem Leben, das ganz dem Dienst Christi geweiht ist, wie das Josephs, der Apostel oder der Jungfrau Maria (vor und nach dem Tod des Sohnes am Kreuz). Auf alle Fälle hat ihr Leben dem zu entsprechen, was Gott von ihnen erwartet, und dem Vorbild, das Jesus uns für den ersten Stand in Nazaret, für den zweiten in seinem öffentlichen Leben gegeben hat. Es gibt im Leben eines Menschen nichts Größeres. Wenn ein Vater und eine Mutter ein Kind zur Welt bringen, sind sie sogar zu der Ehre auserkoren, dazu beizutragen, daß es heilig wird; und darin, daß ihr Kind dieser Berufung entspricht, werden sie eigentlich am wirklichsten und vollkommendsten geehrt.

Welcher Vater, welche Mutter träumt nicht von einer großen Zukunft für ihr Kind? Welches Kind würde nicht, nachdem es sich einmal dessen bewußt geworden ist, was es von den Eltern erhalten hat, davon träumen, all das, was es selbst über das von ihnen Erhaltene hinaus sich erworben hat, ihnen zugute kommen zu lassen?

Christus hat seinen Adoptivvater und seine leibliche Mutter in dem Moment, als er sich mit Leib und Seele dem Vollbringen des Willens seines Vaters verschrieb, auf paradoxe Weise aufgefordert, ihm in seiner Berufung zu folgen.

Über die Art und Weise, wie Josef von Jesus an der Entstehung seines mystischen Leibes beteiligt wurde, sagt uns die Heilige Schrift nur sehr wenig. In bezug auf die Zeit seines öffentlichen Wirkens sagt sie uns überhaupt nichts darüber. Aber diese Periode dauerte, so ausgefüllt sie auch war, kaum drei Jahre und wurde durch dreißig Jahre vorbereitet, während derer Jesus in einem täglichen Leben des Betens, Arbeitens, familiärer Beziehungen und Ausruhens die Vaterschaft im Familienleben eines Armen Jahwes kennenlernte. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Weisheit, die in der Lehrtätigkeit Jesu, vor allem in den Gleichnissen, zutage trat und über die sich die Gesetzeslehrer bei einem, der nicht in ihre Schule gegangen war, wunderten, zum größten Teil vom »Gerechten« stammte, den Gott nach der Empfängnis Jesu ersucht hatte, Maria als seine Frau zu sich zu nehmen.

In bezug auf Maria verhält es sich anders. Doch obwohl das ganze Neue Testament die Mutter Christi mehrmals erwähnt und auf ihre Bedeutung hinweist, wurde sich die Kirche von der dogmatischen Erklärung ihrer Gottesmatterschaft auf dem Konzil von Ephesus im Jahre



431 bis zu ihrer Betitelung als Mutter der Kirche durch Papst Paul VI. am Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils im Jahre 1965<sup>16</sup> der Bedeutung Marias nur allmählich bewußt. Kein Wunder, daß der unendlich diskretere, heiklere und subtilere Anteil, den Gott jenem zuwies, der der Pflegevater Jesu war, zumeist nur den ganz Kleinen klar wurde, während er den meisten der in den Augen der Welt Weisen und Gelehrten verborgen blieb.<sup>17</sup>

### *7. Die umwälzende Erfüllung des vierten Gebots*

Manche Worte Jesu bei verschiedenen Anlässen scheinen dem zu widersprechen, was ich eben aus seinem verborgenen Leben in Nazaret oder selbst aus seiner Lehre ermittelt habe.

Eines Tages, als Jesus, von einer dichten Menschenmenge umdrängt, lehrte, verlangten seine Mutter und seine Brüder nach ihm. Da rief er aus: »Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder?« Und er wies auf seine Jünger hin: »Das hier sind meine Mutter und meine Brüder. Denn wer den Willen meines himmlischen Vaters erfüllt, der ist für mich Bruder und Schwester und Mutter« (Mt 12,46–50). In dieser Antwort wird Maria, wohlgemerkt, weder verurteilt, geschweige denn getadelt. Das gleiche gilt, als eine Frau in naiver Äußerung ihrer Bewunderung für Jesus ausruft: »Selig die Frau, deren Leib dich getragen und deren Brust dich genährt hat«, und dieser ihr erwidert: »Selig sind vielmehr die, die das Wort Gottes hören und es befolgen« (Lk 11,27–28).

Zu der Menge, die ihm folgt, sagt Jesus zwar: »Wenn jemand zu mir kommt und nicht Vater und Mutter, Frau und Kinder, Brüder und Schwestern, ja sogar sein Leben gering achtet (d. h. mich ihnen nicht vorzieht), dann kann er nicht mein Jünger sein« (Lk 14,25–27). Und zu den Aposteln: »Ich bin nicht gekommen, um Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, um den Sohn mit seinem Vater zu entzweien und die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter, und die Hausgenossen eines Menschen werden seine Feinde sein« (Mt 10,34–36). Und als er voraussagt, daß man ihnen in den Synagogen den Prozeß machen und sie vor die Gerichte bringen werde, rät Jesus den Seinen, keine Verteidigungsrede vorzubereiten, denn »nicht ihr werdet dann reden, sondern der Geist eures Vaters wird durch euch reden. Brüder werden einander dem Tod ausliefern und Väter ihre Kinder, und die Kinder werden sich gegen ihre Eltern auflehnen und sie in den Tod schicken. Und ihr werdet um meines Namens willen von allen gehaßt werden; wer aber bis zum Ende standhaft bleibt, der wird gerettet werden« (Mt 10,20–22).

Man braucht vor diesen sehr starken, unmißverständlichen Texten die Augen nicht zu verschließen. Es ist normal, daß der Jünger das gleiche Leidenschicksal herausfordert und durchmacht, das sein Meister erlitten hat. Man sollte jedoch die Konsequenzen des Evangeliums, insbesondere die Reaktionen der Zurückweisung, des Widerstandes und der Ablehnung, ja des Hasses, die es hervorruft, und die Bekehrung des Menschen, die es, wenn auch um den Preis des Lebens seiner wahren Zeugen, bewirkt, nicht verwechseln. Das hieße das Ärgernis der gekreuzigten Liebe, der Liebe in Person vergessen, die den Händen der Sünder ausgeliefert wurde, denen sie *vergibt*, und in der der Geist des Vaters spricht.

Das dem Menschen gegebene Gebot, Vater und Mutter zu ehren, wurde weder einem idealen Menschen noch in einer idealen Welt gegeben, worin wirkliche Väter und Mütter dem Ideal der Vaterschaft und der Mutterschaft fehlerfrei nachkommen würden. Darum steht die von Gott selbst angeordnete Verbundenheit mit den Eltern nicht über Gott. Sie darf nicht außerhalb der Wege Gottes und erst recht nicht gegen die Stimme verlaufen, die Gott vernehmen ließ. Der Katechismus des Konzils von Trient trifft sich in diesem Punkt mit dem israelitischen Religionslehrbuch, das ich eingangs anführte. Er schreibt: »Und sollten etwa einmal die Befehle der Eltern den Geboten Gottes zuwiderlaufen, so müssen die Kinder ohne Zweifel den Willen Gottes dem ungeordneten Begehren der Eltern vorziehen, eingedenk des Schriftwortes: »Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.«<sup>18</sup>

Als Christus in diese Welt kam, hat er alles vollbracht und durch die Erfüllung des Willens seines Vaters alles erneuert, ohne es zu unterlassen, all das, was das vierte Gebot vor seinem Kommen an natürlicher, menschlicher Weisheit mit sich gebracht hatte, zu übernehmen und in seinem Menschendasein voll zu verwirklichen. Aber nach der Offenbarung, die sein Kommen für die ganze Menschheit darstellt, nimmt das Gebot, Vater und Mutter zu ehren, einen anderen – übernatürlichen –, wahrhaft göttlichen und für den Menschen vergöttlichenden Sinn an.

Was die Vaterschaft betrifft, so ist die Lehre Jesu von einer Radikalität, in deren Tiefe und deren Konsequenzen für das menschliche Dasein man noch nicht ganz eingedrungen ist. Sie besteht in einem kurzen Satz, den der Evangelist Matthäus sorgsam verzeichnet und den die Kirche, unsere Mutter, uns getreu übermittelt hat. Er scheint von Jesus kurz vor seinem Leiden und Sterben ausgesprochen worden zu sein, gerade nach dem sehr kurzlebigen messianischen Triumph, als er auf einem Esel in Jerusalem einzog, und die Menge, Zweige in Händen, ihm zujubelte: »Ihr alle seid Brüder. *Ihr sollt niemand auf Erden euren Vater nennen; denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel*« (Mt 23,8–9).

Jesus sagt nicht, daß wir keinen Vater haben, im Gegenteil. Er sagt, daß alle Menschen einen Vater, den gleichen, nicht imaginären und phantastischen, oder auch nur symbolischen (außer man präzisiert diesen Begriff) Vater haben, der von einer *Realität* ist, die unendlich weit über die festesten geschaffenen Realitäten hinausgeht, weil sie *schöpferisch, erlösend* und *vergöttlichend* ist. Das ist der Vater unseres Herrn Jesus Christus, seines eingeborenen Sohnes, den er in die Welt gesandt hat, um alle Menschen zu lehren, seine Söhne (und Töchter) nach dem Bild seines eingeborenen Sohnes zu werden.

»Ihr sollt keinen Menschen Vater nennen.« Indem Christus mit seiner göttlichen Autorität diesen kurzen Satz aussprach, entmythologisierte er ein für allemal alle imaginären Wirkungen der Superiorität und der Macht, welche die Menschen aufeinander ausüben können. Er kam damit im Grunde von einer anderen Ecke her auf die ganze Substanz des ersten Gebotes des Dekalogs zurück. Aber er erfüllte außerdem dieses Wort der naheliegenden, substantiellen, konkreten, ja in seinem Leben alltäglichen Offenbarung der Vaterschaft Gottes und ihrer Ausstrahlung auf dem Antlitz seines Sohnes.

Indem er auf unseren einzigen, wahren, symbolischen Vater, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, den Vater unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus, auf seinen Vater und unseren Vater hinweist, sowie dadurch, daß er uns auf seine einzige, wahre Mutter und unsere ebenfalls *symbolische* Mutter hinweist, auf die Jungfrau Maria, die er dem am Fuße des Kreuzes stehenden Johannes zur Mutter gab, beraubt uns Christus weder unseres *wirklichen* Vaters und unserer *wirklichen* Mutter noch unserer *imaginären* Eltern. Indem er alles, was in der objektiven Realität der wirklichen Eltern und im subjektiven idealen Verlangen nach den imaginären Eltern liegt, annimmt und sogar heiligt, ermöglicht uns Christus, zu *unterscheiden*, was in beiden Fällen wahrhaft und wirklich *symbolisch* ist; er berichtigt die Fehlbeträge des Lebens, ja gleicht sie aus, und auch die Heilmittel, welche die Psychologie und die Psychoanalyse herbeizuschaffen suchen. Er begnügt sich nicht damit, einem jeden von uns zu sagen, wer sein wahrer Vater (oder was es um die wahre Mutterschaft seiner Mutter) ist, sondern sagt jedem Menschen, mag er auch vater- und mutterlos sein, daß er einen Vater und eine Mutter hat, die unendlich realer, wahrer Vater und Mutter all derer sind, die er in ihrem Vergöttlichungsvorgang ungeschweht seine Geschwister nennt.

Bekanntlich tritt die Mutter Jesu im Johannesevangelium zweimal auf. Zum ersten Mal zu Beginn des öffentlichen Wirkens, als sie dem ersten Zeichen, der Verwandlung des Reinigungswassers in Wein bei der Hochzeit von Kana, mitten in dem von Nichtjuden durchmischten Galiläa gleichsam vorstand. Das zweite Mal tritt Maria auf dem Höhepunkt der

Sendung Christi, zu Füßen des Kreuzes in Erscheinung, auf dem er, der König der Juden, das Heil der Menschheit erwirkt. In beiden Fällen richtet sich Jesus an seine leibliche Mutter mit einem Ausdruck, der zwischen sie und ihn eine eindrückliche Distanz zu legen scheint; er redet Maria mit »Frau« an (Joh 2,4 und 19,26). Diese doppelte Nennung erinnert tatsächlich an den Namen, den Adam nach dem Gang aus dem Paradies Eva gab: »Leben«, »denn sie wurde die Mutter aller Lebendigen«, sagt uns der Verfasser der Genesis (3,20). Eva war die Mutter aller durch die Ursünde verwundeten Lebendigen. Wie zahlreiche Kirchenväter richtig erkannt haben, weist Christus, indem er Maria »Frau« nennt, auf die neue, von jeder Sünde reine Eva hin. Maria ist die Lebendige, aus dem Tod des Retters Wiedergeborene, die dazu bestimmt ist, die Mutter all der Menschen zu werden, die aus der Seite des am Kreuz entschlafenen Christus wiedergeboren sind, mit anderen Worten, die Mutter der Kirche, des mystischen Leibes Christi. Wie es schon der Aufbau des Johannesevangeliums treffend nahelegt, ist es bemerkenswert, daß die Genese dieser menschlich-göttlichen Mutterschaft gegenüber der gesamten Menschheit sich im Grunde ebensoweit erstreckt wie die gesamte Zeit des öffentlichen Wirkens Jesu, vom ersten aller Wunderzeichen bis zu seinem Tod am Kreuz. Denn die Frau, die bei der Hochzeit von Kana zu den Dienern gesagt hat: »Was er euch sagt, das tut!« (Joh 2,5), hat alles gesagt und war selbst nicht mehr als einfach Dienerin am Heilsplan des Vaters in seinem eingeborenen Sohn Jesus Christus. Und das wird, aber nun so klar wie möglich, zum Ausdruck gebracht, als dieser zum Jünger, den er besonders liebt, sagt: »Siehe, deine Mutter!«, nachdem er zu der, die er bis dahin nur »Frau« nannte, gesagt hat: »Siehe dein Sohn!« (Joh 19,26–27).

Auf den ersten Blick hin kann es verwunderlich erscheinen, daß Jesus das vierte Gebot in seinem am nächsten liegenden menschlichen Tenor nicht nur nicht abschafft, sondern uns letztlich auffordert, es seinem eigenen himmlischen Vater als unserem Vater, und seiner eigenen Mutter, Maria, als unserer Mutter gegenüber zu erfüllen. Und doch ist das ein Inbegriff der Frohbotschaft.

»Wenn mich auch Vater und Mutter verlassen, der Herr nimmt mich auf« (Ps 27,10), sang der Psalmist. Christus offenbarte allen Menschen, daß sie, auch wenn sie ihres irdischen Vaters, ihrer irdischen Mutter beraubt sind, seinen eigenen Vater zum Vater und seine eigene Mutter zur Mutter haben. Damit gab er zugleich allen Anlaß dazu, den, von dem alles Gute kommt, ohne Hintergedanken zu ehren, das heißt hochzuachten, zu lieben und ihm zu danken.

Von seinem Sohn sagt der Vater: »Das ist mein geliebter Sohn, ... auf ihn sollt ihr hören« (Mt 17,5 und Par.). Maria sagt desgleichen: »Was er

euch sagt, das tut!« (Joh 2,5).<sup>19</sup> Dem, der seinen Vater und seine Mutter so ehrt, macht der Sohn die Verheißung, von der ich nicht weiß, ob man das Unerhörte an ihr herausstreichen oder sich einfach wie ein Kind auf das verlassen soll, was sie – wie die Freude – an Unverständlichem und zugleich diskret Wunderbarem enthält: »Wenn einer mir dient, wird der Vater ihn ehren« (Joh 12,26).<sup>20</sup>

#### ANMERKUNGEN

1 S. Freud, *Die Traumdeutung*. Studienausgabe Bd. II. Frankfurt am Main <sup>8</sup>1972, S. 261.

2 Bekanntlich kommt das Inzestverbot in allen menschlichen Gesellschaften als konstitutives Element vor (vgl. dazu die grundlegende These von C. Lévi-Strauss, *Les structures élémentaires de la parenté*. Paris 1949 [vgl. insbesondere S. 596–601]). Das will nicht heißen, daß diese elementare Regel der menschlichen Gesellschaft nicht oft verletzt wird, auch in den Gesellschaften, die angeblich die Menschenrechte besser respektieren als andere.

3 Gen 9,20–23. Als der betrunkene Noach nackt schläft, müssen die Söhne seine Blöße bedecken. Adam und Eva, nach ihrem Vergehen in doppeltem Sinn erwacht, bedecken ihre Blöße selber mit Feigenblättern und verstecken sich zudem unter den Bäumen des Gartens, als sie die Stimme Jahwes vernehmen. Jahwe selbst, der um alles weiß, ist so »taktvoll«, daß er ihnen keinen Vorwurf macht, ja zu ihnen nicht einmal die Bemerkung macht, daß sie nackt sind. Der Mann verurteilt sich selbst. Er sagt zu Gott: »Ich habe dich im Garten kommen hören; da geriet ich in Furcht, weil ich nackt bin, und versteckte mich.« Er verurteilt sich, sucht sich aber auf Kosten der Frau zu rechtfertigen, und will indirekt sogar Gott verantwortlich machen, der sie ihm gegeben hat: »Die Frau, die du mir beigegeben hast, sie hat mir von dem Baum gegeben, und so habe ich gegessen« (Gen 3,8–13).

4 I.M. Choucrour, *Précis d'instruction religieuse*. Algier 1947, S. 16–17; im »Katechismus der katholischen Kirche« (1992) findet sich der Kommentar zum vierten Gebot in Nr. 2197–2257; vgl. auch Katechismus des Konzils von Trient, III. Teil, Kapitel 32.

5 B. de Jouvenel, *Reine Theorie der Politik* (*Politica* 30). Neuwied/Berlin 1967, S. 69.

6 Ebd.

7 Ebd., S. 69–70.

8 Ebd., S. 70.

9 Ebd.

10 Vgl. u. a. herrlichen Stellen von Charles Péguy sein: *Le mystère des Saints innocents* (*Œuvres poétiques complètes*. Paris 1962, S. 738–739) oder auch die schlichte Bemerkung: »Man hält es für Elternliebe, zu wollen, daß ihr (der Kinder) Leben das unsere fortsetzt« (XII, I., 23. Oktober 1910, Victor Marie, comte Hugo).

In einer ganz anderen Zivilisation konnte ein konfuzianischer Meister schreiben: »Die Kindesliebe ist die Wurzel der Tugend. Sie ließ auch die Kultur entstehen ... Weil wir von unseren Eltern unseren Leib, unsere Haare und unsere Haut erhielten, erdreisten wir uns nicht, sie ums Leben zu bringen oder zu verwunden. Damit beginnt die Kindesliebe. Wir müssen unsere Person verwirklichen, indem wir uns an unseren Ursprung halten, unseren Namen den Nachkommen weitergeben und so unsere Eltern erstrahlen lassen. Das ist das Ziel der Kindesliebe. Die Kindesliebe zeigt sich im Dienst an unseren Eltern, setzt sich fort im Dienst am Fürsten und endet schließlich in der Vollendung der Persönlichkeit. Taïa hat gesagt: »Denke nicht immer an deine Ahnen, aber vollende ihre Tugend.« (Xiao Jing, *Traité de la piété filiale*, Kap. 1).

11 Ich entnehme diese gehaltvolle Definition der Person, leicht abgeändert: E. Mounier, *L'espoir des désespérés*, Œuvres, Bd. IV. Paris 1963, S. 376.

12 *L'anthropologie*, sous la direction d'André Akoun. Verviers <sup>2</sup>1974, S. 432. Zu der Ahnenverehrung vgl. auch S. 123–125.

13 Ebd., S. 432 (korrigiert).

14 Das Buch der Weisheit (14,15) kritisiert realistisch den Götzendienst, zu dem die Trauer über den Tod eines Kindes Anlaß geben kann.

15 G. Becquet, Art. »Terre«, in: *Vocabulaire de théologie biblique*. Paris <sup>2</sup>1970, S. 1286.

16 Die Marienverehrung ist nur ein Ausfluß der Ehre, die Jesus selbst seiner Mutter erwies und von der er gewollt hat, daß sie in seiner Kirche weiterbestehe wegen der hervorragenden Rolle, die Maria nach dem Willen seines Vaters im Heilsmysterium spielt. Seit dem Konzil von Ephesus (431) hat kein ökumenisches Konzil die Rolle Marias im Mysterium Christi und der Kirche mehr hervorgehoben als das Zweite Vatikanum im letzten Kapitel der dogmatischen Konstitution *Lumen gentium* (1965).

Zum Titel »Mutter der Kirche« vgl. meinem Aufsatz in: *Nouvelle revue théologique* 117 (1985), S. 503–510.

17 Vgl. die Enzyklika *Redemptoris custos* von Papst Johannes-Paul II. (15. August 1989). Papst Johannes XXIII. ist die Einführung der Erwähnung des hl. Joseph in das erste eucharistische Hochgebet zu verdanken.

18 III. Teil, Kap. 32, 5,1 am Schluß.

19 Mag auch die negative Theologie, zu der heute gewisse Philosophen, z. B. Jacques Derrida (vgl. *Sauf le Nom*) gern zurückkehren, noch so wertvoll sein, so hat doch die beste christliche Mystik, die auch die beste katholische Philosophie unseres Jahrhunderts (insbesondere die eines Maurice Blondel und eines Gaston Fessard) angeregt hat, stets betont, man müsse, um zur einzig wahren realen Gotteserkenntnis zu gelangen, sich in die unüberholbare Person Christi, des eingeborenen Sohnes und des fleischgewordenen Wortes, vertiefen. Vgl. hierzu insbesondere das ganze Kapitel der Autobiographie der hl. Theresia von Avila und Kap. 22 des »Aufstiegs zum Karmel« des hl. Johannes vom Kreuz sowie die ganze Dialektik der »Geistlichen Übungen« des hl. Ignatius von Loyola, die von G. Fessard herrlich analysiert wurden. Bekanntlich hat Edith Stein, damals Assistentin von Edmund Husserl, nachdem sie in einer Nacht die Autobiographie der hl. Theresia von Avila in einem Zug gelesen hatte, ausgerufen: »Das ist die Wahrheit« und ist dann zum christlichen Glauben übergetreten.

20 Vgl. auch Joh 12,20–26; 5,23; 16,27; 17,23–26.